

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 63 (1959-1960)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Inimicos vestros diligite  
**Autor:** Stickelberger, Emanuel  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-670990>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Inimicos vestros diligite

Erzählung von Emanuel Stickelberger

Verlag: Huber & Co. AG, Frauenfeld

Presserechte und Vertrieb:  
Neue Presse Agentur (NPA),  
Heimstrasse 3, Frauenfeld

Von den Türmen Roms schlug die sechste Stunde, und in den vatikanischen Gemächern setzte überall der helle Klang der Marmor- und Messingstanduhren ein.

Der weisshaarige Monsignore, der versunken in einer Lade mit vergilbten Briefen, brüchig trockenen Rosen, Haarlocken und altmodischen Schmuckstücken gekramt hatte, verschloss hastig das Behältnis, als es an der Türe klopfte; mit rot übergossenen Wangen, wie ein überraschter Schulbube, fragte er den Lakaien nach seinem Begehr.

«Der Schweizer Offizier, welcher vor einer Stunde das Päcklein für Eure Eminenz abgab, harrt noch immer im Vorzimmer, Euch seine Aufwartung zu machen», meldete der Diener.

«Ah, ich vergass ganz! Das Alter, das Alter», stotterte der Prälat. «Führe ihn herein, den Schweizer Offizier.»

Und seine Fassung willensstark zurückgewinnend, schickte er sich an, den Besucher mit höflicher Entschuldigung für das lange Wartenlassen zu empfangen.

Doch das Wort blieb ihm bei dessen Eintritt in der Kehle stecken, und entgeistert auf die gleichmässig schönen, doch stahlharteten Züge des stattlichen Mannes starrend, musste er nach einer Stuhllehne greifen. Schnell sprang ihm der Eingetretene bei und verhinderte, mit starkem Arm die gebrechliche Greisengestalt stützend, einen Fall.

«Soll ich Hilfe holen, Eminenz?» fragte der Offizier, als der geistliche Herr schwer atmend in einen Armsessel gesunken war.

Noch immer sah ihn dieser unverwandt, mit wirrem Blicke an. Doch als des Besuchers Augen die Klingel suchten, wehrte er mit der linken ab und wischte sich mit der Rechten über die Stirne, als wolle er eine Einbildung, die sich darin festgesetzt hatte, mit Gewalt verscheuchen.

«Es ist nichts», sagte er mit schwacher Stimme. «Eine Aehnlichkeit. Das Alter.» Er versuchte, sich ein Glas Wasser einzugießen. Als seine zitternden Hände ihm den Dienst versagten, liess er es unter Ent-

schuldigungen geschehen, dass der Offizier ihn bediente; er netzte sich Schläfen und Nacken mit dem Finger und stürzte das Wasser in einem Zug herunter.

Die Erfrischung belebte ihn rasch. Wieder fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, dann lud er den Besucher zum Sitzen ein; er war nun ganz der weltmännisch geschulte römische Prälat.

«Ich weiss nicht, wie ich mich genügend entschuldigen kann für alle Verstösse, die ich mir Euch gegenüber zuschulden kommen liess», sagte er, und ein gewinnendes Lächeln aus den alten Augen zeigte die wiedergefundene Selbstbeherrschung. «Verzeihen sie einem hinfälligen Greise, den jäh neuerstandene Jugenderinnerungen vergessen liessen, dass wir bereits die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts überschritten haben; Geschehnisse, die an die fünfzig Jahre zurückliegen, hatten mich in ihren Bann gezogen, und eine rätselhafte Aehnlichkeit ... Doch genug!» unterbrach er sich selbst. «Ihr habt mir diese Schatulle überbracht, wofür ich Euch grossen Dank schulde.»

Des Offiziers Züge drückten kein sonderliches Erstaunen aus. Er schien für Gedankenlesen nicht veranlagt zu sein. Den hochwürdigen Herrn, den vorhin eine Schwäche befallen hatte, war wieder wohler; also beschäftigte ihn der Zwischenfall nicht länger, und er ging gleich auf sein Ziel zu.

«Herr Fabricius Testaferrata, der Nuntius zu Luzern, meines Vaters Freund und mein Gönner, gab mir dieses Empfehlungsschreiben an Eure Eminenz mit, damit mein Wunsch, in Kriegsdienste des Heiligen Stuhles zu treten, so es Euch gefällt, einige Förderung erfahren möge.»

Zerstreut griff der Monsignore nach dem Briefe, und sein Auge überflog mechanisch die Zeilen, während seine Gedanken sich wieder in der Vergangenheit verloren.

«Und die Schatulle, die Ihr mir überbrachte?» fragte er unvermittelt.

Der Offizier hätte gerne zuerst über sein ihn weit wichtiger dünkendes Anliegen Besccheid erhalten; doch antwortete er willig: «Ein Unwetter, das mich auf der Herreise im oberen Tessin überraschte, nötigte mich, auf einige Stunden im Frauenkloster Claro Obdach zu suchen. Kurz nachdem ich der Pförtnerin über das Woher und Wohin Auskunft gegeben, erschien die alte Priorin am Sprechgitter und bat mich, Euch das Kästlein zu überbringen.»

Verträumt starre der Monsignore wieder auf das Empfehlungsschreiben des Nuntius; da fiel sein Blick auf einen Namen und veränderte sich plötzlich.

«Jakob Antoni Gamma», las er laut. Seinem Ton aber eignete ein solcher Ausdruck des Entsetzens und der Leidenschaft, dass es den Offizier jählings durchfuhr, als treffe ihn ein Giftpfeil; er sah die Augen des Prälaten mit tödlichem Hass auf sich gerichtet, der sich stechend in seine Seele bohrte. Dazu hatte er gleichsam unterbewusst die undeutliche traumhafte Empfindung, dies nicht zum erstenmal zu durchleben und den fürchterlichen Blick seines Gegenübers selbst schon einmal, wie er es jetzt unter innerem Zwange tat, mit feindseligem Hohn erwidert zu haben.

Der Eintritt des Kammerdieners, der einen Bittsteller zu melden kam, beendete die unheimlichen Sekunden. Mit kurzen Worten wies der Monsignore ihn an, den Besucher auf später zu vertrösten, und hatte, als er mit dem Offizier wieder allein war, seine Unbefangenheit anscheinend wiedergewonnen; diesem schwand alsbald die Erinnerung an den lautlosen Zwischenfall, und es blieb ihm nur ein unbestimmtes, seiner einfachen Soldatenart nicht erklärlches Unbehagen.

«Bei unsren Schweizerregimentern ist meines Wissens keine Stellung frei. Doch ich will Euch ein Wort an den General geben, das Euch sofort in einer andern Einheit eine Stelle mit Hauptmannsrang eintragen wird», versetzte der Monsignore ruhig. Sich mit einer Leichtigkeit erhebend, die den Offizier in Erstaunen setzte, begab er sich zu einem zierlich eingelegten Eckschreibtisch und warf mit leicht zitternder Hand einige Zeilen auf einen Bogen Papier. Er überlas das Geschriebene, tauchte die Feder nochmals ein und fügte bei: «Dunque fate di modo che a questo Svizzero venga affidata la più pericolosa missione che ci sia, do-vendo egli assolutamente morire prossimamente per ragioni di stato.» Ohne anzuhalten, setzte er Gruss und Unterschrift hinzu und leerte Streusand über das Papier. Mit ängstlicher Hast faltete und siegelte er das Schreiben, als befürchtete er, eine gute Regung könne ihn in der Ausführung seines Racheplanes wankend machen.

«So, mit dieser Empfehlung gelangt ihr zu dem Ziel, das Euch und Eurem Geschlecht gebührt», sagte er, dem Jüngling das Schriftstück übereichend. Er vermied es dabei, ihn anzublicken; die treuherzigen Worte, mit denen jener ihm seinen Dank aussprach, schnitten ihm wie scharfe Messerschneiden ins Herz, und als der Unselige mit seinem Uriasbrief abgezogen war, sank er, überwältigt von der Wucht der Schuld, die er auf sich geladen hatte, in seinen Ses-

sel zurück. Merkwürdig: vom Augenblicke an, da der Schweizer das Schreiben empfangen hatte, das ihn dem sichern Tod weihte, war aller Hass gegen ihn geschwunden, und er empfand nur noch das Jämmerliche seiner Rache.

Sein Blick fiel auf die Füllung des Betpultes vor ihm und blieb an dem Schriftbande haften, das sich friesartig um seinen Kranz zog. Warum mussten ihm die Worte darauf gerade jetzt in die Augen fallen, nachdem er ihrer manches Jahr hindurch nicht gedacht hatte?

«Inimicos vestros diligite», mahnten sie mit zwingender Eindringlichkeit. «Liebet eure Feinde.»

Er wehrte sich verzweifelt gegen die vereinte Gewalt des Schriftwortes und seines Gewissens. «Er ist ein Urner, ein Gamma!» stiess er hervor. Doch der Spruch vor ihm gebot weiter: «Benefacit iis, qui oderunt vos. Segnet, die euch fluchen.»

«Er ist das eigene Fleisch und Blut dessen, der mir Glück und Ehre stahl, der mir den Ohm mordete, der die Heimat um ihre Freiheiten und Rechte brachte!» wimmerte er.

«Odia beneficiis rependite — Tut wohl denen, die euch hassen», antwortete der Bibelspruch.

Und er sah die Verdienste eines halben Jahrhunderts geistlichen Lebens vernichtet durch eine Todsünde an der Schwelle der Ewigkeit.

Da gab er sich besiegt. Festen Willens, die Tat rückgängig zu machen, klingelte er dem Diener.

«Eile dem Schweizer Offizier nach und heisse ihn zurückkommen. Zehn Skudi für dich, wenn du ihn sofort herbeischaffst!» Dann setzte er ungesäumt ein zweites Schreiben an den General auf, in welchem er ihm den wohledlen und tapfern jungen Hauptmann Jakob Antoni Gamma aus Uri — wieder zitterte seine Hand beim Schreiben des verhassten Namens — des wärmsten empfahl.

Er hatte nach Kräften geeilt, um das Schriftstück beim Eintritt des Schweizers zur Hand zu haben; denn noch immer hörte er keine Schritte im Gang. Unruhig öffnete er die Tür und lauschte; er vernahm nichts. Dann trat er ans Fenster und blickte in die Gärten; oft hatte das Grün der Anlagen seinem Gemüt Ruhe gegeben, wenn alte Leidenschaften ihn zu stören anhoben. Heute versagte auch dieses Mittel. Er warf sich in einen Sessel und vergrub das Haupt in die Hände, um das Ticken der Pendeluhr nicht zu hören, das ihm noch nie so schleichend

vorgekommen war. Wie, wenn der Diener den Offizier nicht mehr gefunden, wenn dieser sich stracks zum General begeben hatte. Er zermarterte sich das Gehirn, stellte sich die Folgen des Schreibens vor. Aufstehend blickte er wieder nach der Uhr. Himmel, noch keine Minute, seit er sich gesetzt! Sie war ihm zur Viertelstunde geworden. Dennoch konnte der Erwartete längst zurück sein. Warum hatte er dem Diener nicht zwanzig Skudi verheissen, nein, fünfzig! Er wischte sich den Schweiß von der Stirne und drückte die Hand aufs Herz, das zum Zerspringen pochte.

Da, endlich. Ein rascher Schritt im Gang. Nur einer? Er riss die Türe auf und vernahm vom keuchenden Diener, der Offizier, den er mit Mühe noch erwischt habe, folge ihm auf dem Fusse. Er unterbrach den Wortschwall des Geschwätzigen:

«Warum bist du nicht bei ihm geblieben, du Tropf?»

«Um Eurer Eminenz die gute Botschaft schneller zu überbringen!» erwiderte der Lakai gekränkt.

Schon bog Gamma um die Gangecke und betrat das Gemach des in seiner Erregung überhastigen Monsignore.

«Den Brief!» rief dieser, alle Form ausser acht lassend, und streckte verlangend die Hand aus.

Befremdet legte der Offizier die Rechte an die Brusttasche, wie um das wertvolle Empfehlungsschreiben zu schützen.

«Er enthält einen Fehler, ein Missverständnis; hier, nehmt den andern.» Und er streckte ihm flehend das zweite Schriftstück entgegen.

Misstrauisch und zögernd, nicht recht wissend, was von dem Wesen des alten Herrn zu halten sei, willigte jener in den Tausch.

Ein tiefer Seufzer der Entspannung entrang sich der Brust des Monsignore. Doch kaum wusste er den Offizier nicht mehr im Besitze des unheilvollen Briefes, da setzte das frühere Hassgefühl gegen ihn sachte wieder ein und begann von neuem nach Rache zu schreien.

Er ward inne, dass, wenn er den Besucher jetzt ziehen liess, er eine Beute innern Widerstreits werden musste, darin der Befehl des Erlösers einen schweren Kampf haben würde wider den nach Vergeltung dürstenden Adamsmenschen; und fühlte, dass seine erlöschenden Lebenskräfte einem solchen Kampf nicht mehr gewachsen waren.

Da fasste er einen absonderlichen Entschluss: das Ebenbild seines ehemaligen Todfeindes einen Blick in sein Inneres tun

zu lassen und ihm die Veranlassung seines Benehmens zu enthüllen: davon, dass er das Geheimnis fortan nicht mehr allein tragen, sondern es mit *dem* teilen würde, der Ursache dazu hatte, sich vor seiner Rache vorzusehen, erhoffte er Ruhe und Frieden für seine Seele.

«Ist es Euch nicht zuviel, mir noch eine kurze Weile Eurer Zeit zu schenken, so erweist Ihr mir dadurch einen Gefallen.»

Dem Urner kam die Bitte ungelegen. Er hatte ohnedies mit einer beförderlichen Erledigung seiner Angelegenheit beim Monsignore gerechnet; etliche Landsleute harrten seiner in einer Osteria. Zudem ward er das unheimliche Gefühl nicht los, das ihn wie die Vorahnung einer unbestimmbaren Gefahr umschwebte, seit er den hasserfüllten Blick des Prälaten gefühlt hatte.

Einen Augenblick stand der hühnenhaft gebaute Mann unschlüssig vor der gebückten Greisengestalt, dann ward er wie von einer stärkeren Macht gezwungen, dem Wunsche zu gehorchen.

Sie setzten sich in den anbrechenden Dämmerung einander gegenüber, und des Offiziers Züge verbargen nicht, dass er sich dem schrullenhaften Mitteilungsbedürfnis des alten Prälaten nur widerwillig fügte.

«Es wird Euch neu sein, dass wir enge Landsleute sind», begann der Monsignore.

Der andere blickte ihn verwundert an.

«Meine Heimat ist das Dorf Bedretto im Livinaltal, somit Urnerland», erklärte der Monsignore.

«Untertanenland!» konnte sich Gamma trotz seines Staunens nicht enthalten, mit scharfer Betonung richtigzustellen.

Für beide fielen die in den letzten bewegten Zeiten der Helvetik eingetretenen Änderungen nicht in Betracht, dem Urner als Vertreter der alten Ordnung, dem Liviner, weil sein ganzes Denken in den früheren Verhältnissen wurzelte.

«Seit Jahrhunderten redete der Landschreiber von Uri das Volk in der Landsgemeinde zu Faido als „liebe getreue Landsleute“ an», antwortete der Prälat ruhig. «Wann ward andern als freien Volksgenossen, wann Untertanen eine solche Anrede?»

«Nach der Rebellion vom Jahre vierundfünfzig war sie nicht mehr gebräuchlich», sagte der Offizier.

«Rebellion?» Ein giftiger Blick des Prälaten schoss zum Besucher hinüber. Doch er überwand die Aufwallung. Seine Stimme klang bitter. «Wohl, nach dem ruhmvollen Sieg der vereinigten Urner, Unterwaldner und Luzerner Standestruppen über die paar Liviner Dorfschaften und nach deren voll-

ständiger Entwaffnung lautete die Anrede des Landschreibers: „Arme und elende Liviner Landsleute!“

Der junge Mann schwieg. Er wusste nicht, wo der Monsignore hinaus wollte.

«Die Ihr als Rebellen bezeichnet», fuhr dieser fort, «genossen seit Urzeiten alle Freiheiten; die Urner bestätigten sie feierlich, als sie die Oberhoheit an Stelle des Mailänder Domkapitels übernahmen; ohne diese Rebellen hätten die Eidgenossen den Streit bei Irnis nicht gewonnen, und noch bei Villmergen waren sie um die zweitausend Liviner, die unter dem Stierenbanner gegen die Ketzer auszogen, zu Tode froh. Wie war es da mit der alten freiheitlichen Ueberlieferung der Nachfahren Tells vereinbar, den welschen Landsleuten eine dieser Freiheiten nach der andern beschneiden zu wollen?» «Meines Wissens benützten die Aufwiegler eine Massregel, die Witwen und Waisen vor Habsucht unredlicher Vormünder schützen sollte, um das Volk zum Aufstand zu reißen», bemerkte der Urner trocken. «Die von meinen Gnädigen Herren geforderte Rechnungsablage behagte den ungetreuen Waisenvögten nicht, und sie leiteten die Unzufriedenheit der Talleute auf ihre Mühle.»

Der Monsignore biss sich auf die Lippe. «Ihr seid gut unterrichtet. So erübrigt es sich, dass ich Euch Genaueres über die Grundlage der Angelegenheit berichte, um derentwillen ich Eure Zeit in Anspruch nehme. Ihr wisst von der Forderung, welche die Talschaft an die Gnädigen von der Altendorfer Herrengasse richtete, um sie zur Aufhebung des neuen Gesetzes zu veranlassen; Ihr wisst, dass infolge unseliger Missverständnisse der Landvogt, Herr Jakob Antoni Gamma ...»

«Mein Grossvater», bemerkte der Offizier.

Der Monsignore erbleichte. «Ihr wisst, dass der Landvogt auf falsche Nachrichten hin, er wolle das Volk bei den Gnädigen Herren zu Altendorf verklagen, gefangen gesetzt ward; und dass durch irreführende Berichte des Zollers am Monte Piottino die gesamte Wehrmacht Eures Standes unter Zuzug anderer Eidgenossen über den Gotthard brach, den Livinern, die an eine Gegenwehr jetzt nicht mehr dachten, unmenschliche Sühne auferlegte und sie zum elendsten Sklavenvolk unter der Sonne machten. Auch dass sich die Urner nicht an der Sühne genügen liessen, die entwaffnete Talmannschaft in Busshenden kniefällig Abbitte leisten zu lassen, sondern den drei Besten des Landes vor gesamtem Volk zu Pfäid das Haupt vor die Füsse legten und weitere zehn nach Altendorf schleppten, dem Haupt-

ort das Schauspiel einer Massenhinrichtung zu bieten, wird Euch nicht neu sein?»

«Soviel ich erzählen hörte, wurden nur neun der Rädelshörer zu Altendorf entthauptet.»

«Ganz recht. Zehn wurden hingeführt und nur neun gerichtet; der, welcher auf Verwendung des Landvogts begnadigt ward, ist heute Geheimer Kämmerer seiner Heiligkeit und sitzt vor Euch.»

Der Offizier riss ob der erstaunlichen Mär die Augen weit auf. «Mein Grossvater hätte Euch das Leben gerettet?»

«Gemach! Ihr sagt: das Leben gerettet. Ich entgegne: er hat mir das Leben nicht einmal, sondern zehnmal geraubt. Allein sass ich ihm gegenüber am Vorabend des Tages, da ich gerichtet werden sollte, genau wie ich jetzt vor Euch sitze. Und ich berichtete ihm wahrheitsgemäß, dass nur ich, aus Paris kommend, in den Schriften der Philosophen die Lehren von den Menschenrechten kennengelernt und durch deren Ausbreitung den Geist des Aufruhrs in die Köpfe meiner bis dahin so botmässigen Genossen gebracht hatte. Mit der Wahrheitsliebe eines Sterbenden beichtete ich ihm, was ich vergeblich schon den Richtern in Pfäid erklärt hatte, dass mein hingemordeter Oheim, der alte Pannerherr Forni, der von Amts wegen das Siegel der Landschaft Livinental verwahrte, wie vor jeder Auflehnung gegen Uri auch eindringlich vor der Absendung des Schreibens, das die Forderung enthielt, gewarnt hatte; ich bekannte dem Landvogt, dass ich das Landessiegel heimlich entwendet und das Schriftstück ohne Wissen des Pannerherrn damit versehen hatte; ich schilderte ihm, wie ich unaufhörlich zum Aufstand schürte, und beschwore ihn, meine neun Mitgefangenen, die durch mich verführt worden seien, zu begnadigen, mich aber, als den allein Schuldigen, für alle sterben zu lassen.»

Bis hierher hatte der Monsignore sich beherrscht. Jetzt wurde sein Bericht leidenschaftlich, er erlebte das Zwiegespräch mit dem Urner Landvogt von neuem; hasserfüllt flackerte sein Blick zum Gegenüber, immer weniger hatte er sein Wesen in der Gewalt. «Was meint ihr, dass mir der Landvogt antwortete? Da über mich der Stab ohnehin gebrochen sei, sehe er nicht ein, womit ich das Leben meiner Genossen erkaufen könne. Zudem sei dem Volke eine zehnfache Exekution angekündigt, und es würde den Gnädigen Herren übel vermerkt werden, wenn an ihrer Stelle nur eine einfache stattfände.»

Der Offizier schwieg; sein Ausdruck zeigte deutlich, dass er diesen Standpunkt seines Grossvaters ganz in der Ordnung fand.

«Genau mit den nämlichen kühlen Augen, wie Ihr jetzt, blickte der Landvogt auf mich. Kein Flehen und keine Tränen vermochten ihn, durch seine gewichtige Fürsprache für die armen Betörten seine Beliebtheit aufs Spiel zu setzen. Da ging ich ihn mit einer letzten Bitte an. So lasset mein Haupt, beschwore ich ihn, als erstes fallen, dass mir der Jammer erspart bleibe, die durch meine Schuld auf das Blutgerüst gelangten Freunde sterben zu sehen, und ich ihnen das Beispiel eines standhaften Todes geben könne. Er blickte mich wieder kalt an — wie Ihr in diesem Augenblick, genau so! — und ich höre ihn langsam mit grässlich ruhiger Stimme reden: „So geht Ihr gerne in den Tod?“ „Wie gerne!“ erwidere ich. Da schaut er von neuem auf mich — wie Ihr, wie Ihr — und spricht: „So werde ich Euch Eure Begnadigung erwirken.“ Eine Weile starre ich ihn an, ohne zu verstehen, unfähig, die furchtbare Bedeutung seiner Worte zu fassen. Da — plötzlich — kommt mir ihre ganze grausame Tragweite zum Bewusstsein. Ich höre den Landesweibel meine Begnadigung auf dem Richtplatz künden, sehe die entsetzten Augen meiner Genossen auf mir haften, die auf nichts anderes schliessen können, als auf Verrat durch mich, vernehme, wie ein jeder von ihnen meiner Seele flucht, bevor er das unschuldige Haupt auf den Block legt. Und ich sehe die Lügenkunde von meiner Erbärmlichkeit durch meine Heimat eilen, meine Landsleute mich verdammen, die Geliebte meines Herzens an mir irre werden — in jener Schatulle überbrachtet Ihr mir die Aufzeichnungen ihres vernichteten Lebens, das sie wie ich der Kirche weihte, weil sie den Glauben an mich verlor, wie ich den an menschliche Gerechtigkeit — alles das malte ich mir aus, was ich fortan wirklich durchlebte, bis ich in den Mauern eines umbrischen Klosters einen notdürftigen, durch die Schatten der Vergangenheit ständig beeinträchtigten Frieden fand. Ich blickte in die Augen meines Peinigers und las in ihrem gleichmütig kalten Ausdruck, dass sein Entschluss getroffen und nicht mehr umzustimmen war. Da, da — blickt mich nicht so an, Jakob Antoni Gamma, nicht so, oder es geschieht ein Unglück! — Elender, der sich nicht genügen lässt, den Leib zu töten, Seelenmörder, Ehrenmörder, dreifacher Mörder...»

Zum andernmal überkam den Offizier das dunkle Gefühl, diese Worte schon einmal gehört, diesen Blick schon einmal gesehen zu haben. Er wusste: jetzt, jetzt musste ihm der Liviner an die Kehle springen — und schon krallten sich die Nägel der alten

Hände in seinen Hals. Mit starkem Arm schleuderte er den Rasenden von sich, dass das weisse Haupt gegen die Kante des Tisches schlug und dem schäumenden Mund ein Todesröhren entstieg.

Im nächsten Augenblick wurde die Tür aufgeschlagen und der Raum füllte sich mit Menschen. Kerzen flammten auf.

«Mord!» schrie der Kammerdiener. «Ich vernahm deutlich, wie seine Eminenz mehrmals mit erstickender Stimme das Wort Mörder rief.»

Die Augen der Anwesenden richteten sich bedrohlich auf den Offizier, der bleich, die Hand am Degengriff, an der Wand lehnte. Da wendete sich der Blick des Sterbenden, der das blutende Haupt auf den Arm eines Klerikers gestützt, auf dem Boden lag, nach dem Schriftband auf dem Betpult und heftete sich auf die Worte

Inimicos vestros diligit.

Man sah, dass er reden wollte, und es entstand Totenstille. Er richtete sich mühsam auf und sprach mit Anstrengung aller Kraft vernehmlich:

«Ein Unfall ist mir zugestossen. Dieser ist unschuldig, so wahr Gott meiner armen Seele gnädig sei!»

Schwer sank er zurück und gab den Geist auf, das erlöschende Auge auf das Wort des Erlösers gerichtet.

Der Urner trat hinzu, beugte vor dem Toten das Knie und sprach das erste Misericorde über ihm.

## Die Republik Kongo — ein afrikanischer Riesenstaat

von H. Müller-Hitz

Während die Küsten Afrikas schon vor Jahrhunderten von kühnen Seefahrern besucht und von Europäern teilweise auch besiedelt wurden, blieb das Innere des schwarzen Kontinents merkwürdigerweise auffallend lange völlig unerforscht. Erst im Jahre 1868 drang David Livingstone unter unsäglichen Schwierigkeiten in das Herz Afrikas vor, und neun Jahre später gelang Stanley die tollkühne Durchquerung des geheimnisvol-